

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 118.

Samstag, 20. Mai.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Das war doch so einfach — sie konnte ihm schreiben, eine Straße, einen Platz bestimmen — wenigstens hören mußte sie doch, was er ihr zu sagen hatte. Sie war doch kein Kind, das keine Selbstbestimmung hatte, sich zu etwas überreden lassen würde, was sie nicht tun wollte — sie vergab sich doch nichts, im Gegenteil, sie war es sich schuldig: er hatte sie um ein Wiedersehen gebeten, nun gut, das wollte sie ihm gewähren, es dürfte doch nicht den Anschein haben, als ob sie sich vor ihm fürchtete.

Wie lange sie so gestanden und geräubelt, wußte sie nicht, erst jetzt bemerkte sie, daß es draußen inzwischen ganz dunkel geworden, auf der Straße die Laternen angezündet waren, wie sich die Fenster der Häuser ihr gegenüber erhellt hatten, Equipagen vorbeirollten, auch drüben am Hause ein Wagen vorgefahren war, das ganze Treiben vor Beginn der Theater und Konzerte — von allem war sie ausgeschlossen, nichts hatte sie als den Sommer hier oben im vierten Stock.

Sie wandte sich ins Zimmer zurück: die Mütter saß im Dunkeln, durch das man nur das Glitzern ihrer Zigarette sah, Sergei war, ohne daß sie es wahrgenommen, fortgegangen.

Vera rief das Mädchen, damit sie die Lampe bringen sollte, dann, als dies geschehen, holte sie Papier und Feder, setzte sich an den Tisch und schrieb.

* * *

Am späteren Abend hatte sich der feuchtwarme Dunst des Tages zu Nebel gesallt, der alles rings umher einhüllte und kaum die nächsten Gegenstände erkennen ließ. Von der Neva her hörte man langgezogene, schrille Pfliffe, die Warnungssignale der kleinen Passagierdampfer, die zwischen den großen Entfernungen der Brücken den Verkehr von Ufer zu Ufer vermitteln, daneben das Geräusch des aufspritzenden Rieselwassers. Ab und zu ein Aufblitzen der roten Signallaternen, gleich wieder im Nebel verschwindend — wieder ein schriller Pfliff, dann legte sich für einige Minuten Stille und undurchdringliches Dunkel über den breiten Fluß.

Sergei war soeben einem dieser Dampfer entstiegen und ging schnellen Schrittes der Peter-Bauls-Festung zu. Als er diese fast erreicht hatte, blieb er stehen, sein Auge suchte die Finsternis zu durchdringen, er lauschte gespannt, um das Geräusch des sich öffnenden Tores zu hören, doch alles blieb still rinasum, nur der eintönige Schritt der Schutzwache vor dem Eingang zur Festung tönte zu ihm herüber.

Wenn ab und zu ein Luftzug vom Flusse herwehte, der den Nebel auf Augenblicke zerteilte, sah er vor sich die dunklen Umrisse der Doppelmauer, die Spitze der Festungskathedrale zeigte sich finster und drohend seinem Auge, um im nächsten Moment wieder in Nacht zu versinken.

Ein Gefühl langer Hoffnungslosigkeit erfüllte ihn, eine tiefe Traurigkeit — er mußte aller jener gedenken, die seit diesen vielen Jahren hinter diesen Mauern ver-

schwunden waren, um nie mehr ins Leben zurückzukehren.

Endlich — ein Knarren und Rasseln, schwere Tritte, das Gepolter von Rädern auf der Zugbrücke der Festung — die Tore wurden geöffnet.

Vorsichtig schlich er näher. Jetzt erkannte er einen gewöhnlichen einspännigen Kaffarren, auf dem ein länglicher, heller Gegenstand etwas deutlicher zu sehen war — ein gelbgelblicher Sarg —, von vier Soldaten begleitet — die Vorflügel schlugen dröhnend zu.

Sergei fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden, fast hätte er jede Vorsicht vergessen und wäre auf den traurigen Totenzug zugestürzt — im letzten Augenblick riß er sich zurück, eine beklemmende Furcht hatte ihn erfaßt, eine Vorstellung, daß man auch ihn ergreifen und dort hinter jenen düstern Mauern begraben könnte, das gab ihm die Befinnung zurück.

Beise schlich er sich fort, der Straße zu, durch die der Zug seinen Weg nehmen mußte, hier, hinter dem Vorprung eines Hauses verborgen, verfolgte er mit seinen Blicken die Erscheinung, die sich wie ein schleichendes Nachtgespenst fortbewegte.

Er hatte zum Friedhof gehen, dort dem Begräbnis beizuwohnen wollen, jetzt fühlte er nicht mehr die Kraft in sich — der Gedanke, daß dort die Eltern den Sarg erwarteten, er all den Sommer, den er durchlebt, von neuem auskosten mußte, hielt ihn zurück, dazu war er todmüde — der Tag, der hinter ihm lag, hatte alle seine Nerven angespannt, jetzt war ihm nur noch eine Sehnsucht geblieben: zur Ruhe zu kommen, wenigstens für eine Nacht im Schlaf vergessen zu können.

Als er zum Ufer der Neva zurückkam, war der Verkehr der Passagierdampfer schon eingestellt, er mußte den zweiten Umweg bis zur Brücke machen. Langsam, müde schleppte er sich fort, dabei von der Furcht gefoltert, daß die Tartakowa ihn erwartete — nur das nicht, heute nicht, er fühlte sich unfähig, sie zu sehen, ein Wort mit ihr zu sprechen.

Als er seine Wohnung erreicht, schlich er leise die Treppe hinauf, suchte sich an der Tür der Dienerin vorbeizustehlen, aber als ob hinter dieser jemand auf ihn gewartet wurde, schnell geöffnet und vor ihm stand der Mann der Tartakowa.

„Sergei Alexandrowitsch, warum so eilig, ich habe Ihnen eine Bestellung auszurichten, wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten?“

Das Klang harrlos, und doch erschien es Sergei, als ob Hohn in diesen Worten steckte. Das spiegelten ihm jedoch wohl nur seine erregten Nerven vor, es hatte gewiß ganz einfach geklungen, so blieb er stehen und sah den Mann fragend an.

„Ja, eine Bestellung“, wiederholte der andere und rief sich dabei, als ob ihm der Auftrag, den er für den Studenten hatte, ganz besondere Freude mache, die Hände, dabei zeigte sich tatsächlich in seinem Gesicht ein

spöttisches Lachen und um loszukommen, fragte Sergei schnell:

„Und das wäre — bitte.“

Tartakowa schien nicht einverstanden, seinen Auftrag hier im Hausflur auszurichten, er trat von der geöffneten Tür zurück und machte eine einladende Bewegung mit der Hand: „Bitte, treten Sie ein, hier draußen spricht es sich schlecht —“, so daß Sergei, wollte er nicht ungezogen erscheinen, seiner Einladung Folge leisten mußte. Tartakowa schloß die Tür und führte Sergei in sein Kabinett, dann, als dieser sich gesetzt und nochmals um die Bestellung, die er ihm auszurichten hätte, bat, antwortete jener nicht, sondern ging durch die Portiere ins Nebenzimmer.

Sergei hörte ein Geräusch, als ob ein Kork aus einer Flasche entfernt würde, dann gleich hinterher, wie wenn jemand schnell tränke, darauf das Ginstellen der Flasche, die Portiere öffnete sich wieder und Tartakowa kam zurück.

Vorher hatte Sergei nicht darauf achtgegeben, jetzt bemerkte er, daß die Augen seines Gegenüber feucht glänzten, die Backen rot und heiß waren und daß er ihn jetzt wirklich mit offenem Hohn ansah:

„Also, lieber Sergei Alexandrowitsch, ich soll meine Frau bei Ihnen entschuldigen — verstehen Sie, meine Frau soll ich bei Ihnen entschuldigen —, daß Sie nicht die ganze Nacht aufbleiben und sie erwarten konnte. Sie war sehr böse darüber, daß Sie nicht kamen, ich habe Mühe gehabt, sie zu beruhigen. Ich sagte ihr, daß sie ja morgen noch Zeit hätte, Ihre Kisse in Empfang zu nehmen.“

Sergei fuhr auf:

„Gypolit Konstantinowitsch — was sprechen Sie? Wollen Sie Scherz mit mir treiben, mir ist nicht zumut danach, ich komme von einer Toten.“

Der andere machte eine abwehrende Handbewegung: „Macht nichts, Sie werden das schon überwunden haben, Sie wußten ja, daß die Liebe Sie hier erwartet — was nützen uns die Toten, nur die Lebenden haben recht.“

Er machte eine Pause und lächelte Sergei an, als ob er ihm eben einen Scherz erzählt habe — diesen, trotzdem er nicht feige war, überließ es kalt — hier handelte es sich nicht mehr um einen Trunkenen, der Mann da vor ihm schien von Irrsinn gepackt.

Nur um etwas zu sprechen, der Situation ein Ende zu bereiten, sagte er:

„Ich wäre sowieso nicht mehr gekommen, es war zu spät geworden, ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung und nun lassen Sie mich gehen.“

Tartakow, der sich dicht vor ihn hingestellt hatte, rührte sich nicht vom Fleck, so daß Sergei ihn hätte zur Seite schieben müssen, um an ihn vorbeizukommen, und da jener jetzt auch wieder zu sprechen anfang, blieb er stehen und hörte, was er noch sagen wollte.

Tartakow hatte den Kopf gesenkt und redete vor sich hin, so, als ob Sergei nicht mehr anwesend wäre:

„Jetzt wieder dieser junge Mensch, ein Student, sie schämt sich gar nicht, und dieser Junge bildet sich ein —“

Dazwischen lachte er auf, ein heiseres, häßliches Lachen:

„Er wird schon bald erkennen, daß er genarrt wird und ein Narr ist — aber trotzdem, ich leide es nicht —“

Er richtete sich plötzlich auf und faßte nach Sergeis Arm:

„Hörst du, Junachen, ich leide es nicht, ich will, ich kann nicht mehr, es ist genug, was ich durchgemacht — alles habe ich verloren, meine Uniform, meine Ehre, ein Säuser bin ich geworden, und jetzt wieder — ich will nicht, ich kann nicht.“

Seine Augen funkelten jetzt, das Gesicht verzerrte sich, Sergei wurde es unheimlich, er sah sich schon um, maß mit den Augen die Entfernung bis zur Tür, ob er diese erreichen, der ekelhaften Szene entgehen könnte, doch Tartakow verstand ihn falsch:

„Fürchte nichts, Junachen, sie kommt nicht, ich habe sie eingeschlossen, sie bleibt still in ihrem Zimmer, sie

fürchtet nichts so sehr wie einen Skandal und sie weiß, daß ich, wenn sie troht, alles kurz und klein schlägt.“

Doch im Gegenjah zu seinen Worten, ohne Übergang, preßte er die Hände vor das Gesicht und fing an zu schluchzen.

„Das ist mein Leben“ — stieß er dazwischen hervor — „mein Leben seit fünf Jahren. Wie habe ich sie geliebt, wie liebe ich sie noch, was ist aus mir geworden?“

Er bewegte beim Sprechen den Oberkörper hin und her, aber das, was er jetzt sagte, klang nicht mehr wie die Rede eines Irrsinnigen — wie die Worte eines vom Schmerz Niedergedrückten kam es aus ihm heraus.

Statt des Abscheus fühlte Sergei Mitleid in sich aufsteigen, er legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Beruhigen Sie sich. Gypolit Konstantinowitsch, Sie sind krank, legen Sie sich zu Bett, ich will Ihnen ein Beruhigungsmittel aufschreiben, wenn Sie wollen, ich bin Mediziner —“

Tartakow sah ihn eine Weile an, dann näherte er seinen Mund dem Ohr des Studenten und flüsterte leise:

„So, schreibe mir etwas auf, zur Beruhigung, zum Schlafen, wovon ich nicht mehr erwache, tue das, hilf mir fort, ich bin nichts mehr wert, mag sie glücklich werden.“

„Unsinn, Gypolit Konstantinowitsch, wozu solche Gedanken, worten Sie, ich laufe in die Apotheke, ich hole etwas, und morgen, wenn Sie ausgeschlafen haben, wird alles wieder gut sein.“

Sergei wollte sich von ihm losmachen und zur Tür gehen, Tartakow hielt ihn zurück:

„Nein, geh nicht fort, bleib bei mir — aber dort nebenan im Zimmer steht eine Flasche — Cognac — die hole mir her.“

Sergei schüttelte den Kopf:

„Sie dürfen jetzt nichts mehr trinken, das geht nicht — gut, ich will nicht fortgehen, werde hier bleiben, aber Sie müssen sich beruhigen, so, setzen Sie sich zu mir her, bis Sie müde werden, dann legen Sie sich hin.“

(Fortsetzung folgt.)



Über sich denken, macht demütig, an sich denken egoistisch.
Jenny Bach.

Soll man nach dem Goldenen Horn gehen?

Nabezu fünfundzwanzig Jahre sind darüber hingegangen, daß ich zum ersten Male die meerumschlungene, märchen- und poesieumwobene Hauptstadt unserer Verbündeten und diese selbst, prächtige Menschen, kennen lernte und mich dadurch zu den vom Schicksal Bevorzugten rechnete. Es war Beirut, und die alte Stadt am Goldenen Horn schwamm zu Ehren des hohen Festes in einem Lichtermeer, als ich vom Bahnhof in Stambul über die Sultan-Balkon-Brücke hinauf nach Pera, dem Frankenviertel, fuhr. Es sah aus, als seien des Orients schönste Sterne vom Himmel geglitten und hätten sich französisch um Türen und Tore der Moscheen und um die schlanken weißen Minaretts gelegt. In jener Stunde schlugen mich Konstantinopels Zauber in ihrem Bann und ließen mich seitdem nicht mehr los. Kurze Zeit danach lernte ich Türken kennen, die typisch für dieses Volk der Edelmenschen sind. Wir wurden Freunde und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es waren keine von den Effendis, die unter der damaligen Günstlings- und Spionewirtschaft Abd ul Hamids zu Geiseln ihres Landes, zu Verrätern ihres Volkes wurden, sondern Türken von jenem Schlag, die am Ersten der neuen Türkei mitarbeiteten, aber zu jener Zeit ihre heiße Liebe zum Vaterland mit unwürdiger Bewachung, häufig mit Verbannung büßen mußten.

Schon vor fünfundzwanzig Jahren habe ich das Lob der Türken in allen Tonarten gesungen, selten jemand zur Freude, keinem zu Dank. Mich hat's nicht ir gemacht, aber manchmal tief verdroß. Ab und zu kam ich von Konstantinopel nach der deutschen Heimat, immer dasselbe heiße We-mühen im Herzen, meine Landsleute von den Vorzügen

unserer heutigen Bundesfreunde zu überzeugen. Ja, wer hätte das damals gedacht, daß es so kommen würde, wie es bedeutende türkische Männer schon lange tief ersehnten? Der große Weltkrieg mußte erst entbrennen, ehe das deutsche Volk den Wert der Osmanen begreifen und schätzen lernte, so wie ich es mir immer gewünscht habe. Es ist ein Volk, dessen Charakter- und Gemüteseigenschaften man in die beiden Worte: „Wahrhaftigkeit und Treue“ zusammenfassen kann. So wie es der einzelne Türke verschmäht, zu lügen und zu betrügen, so wird es das ganze Volk verschmähen, auch in Not und Tod!

Und nun, da wir erkannt haben, wie nahe verwandt uns die türkischen Bundesfreunde in ihrem innersten Denken und Fühlen eigentlich sind, möchten viele sie näher kennen lernen, sich in ihrem Lande, vor allem aber in Konstantinopel, anfassig machen. In meinem Schreibtisch liegen der Briefe eine ganze Anzahl, die meinen Rat erbitten in ein und denselben Frage: „Was meinen Sie dazu, daß ich die Absicht habe, nach Konstantinopel zu gehen, um dort mein Glück zu suchen?“

Unter den Fragenden sind nähere und fernere Bekannte von mir, aber auch mir völlig fremde Menschen, die natürlich alle dieselbe Antwort von mir erwarten: „Gehen Sie nur in Gottes Namen ruhig hin, Sie werden unter allen Umständen finden, was Sie suchen!“

Ich habe nur in einigen Fällen zugeraten, in denen den Fragern feste Stellungen angeboten waren oder ihnen durch sehr gute Beziehungen nach Konstantinopel solche gewährleistet erschienen. Ausser Geratewohl dorthin zu gehen, davor warne ich dringend, denn auf die erhebende Tatsache hin, daß man Deutscher oder Deutsche ist, hat man das Patent auf eine auskömmliche Existenz oder gar fette Einkünfte noch lange nicht in der Tasche. Selbst Deuten, die viel im Ausland gewesen sind und Sprachkenntnisse haben, kann man nicht empfehlen, ohne gewisse Garantien für ihr Fortkommen nach Konstantinopel oder einer der anderen größeren Städte der europäischen oder asiatischen Türkei zu gehen. Selbst dann nicht, wenn man die Mittel und die Zeit hat, den Erfolg seiner Unternehmungen abwarten zu können, denn in den allermeisten Fällen werden sie festschlagen. Das gilt den Personen der verschiedensten Stände: Ärzten, Zahnärzten, Lehrerinnen, Kaufleuten, Künstlern und Künstlerinnen. Es gab schon früher eine Menge Ärzte und Zahnärzte aller Nationen, darunter sehr gute deutsche und griechische, in der türkischen Hauptstadt. Selbst wenn die Herren der uns feindlichen Ländern nicht mehr da sind, fehlt es auch heute nicht an genügendem Ersatz. Die in ganz besonders großer Zahl Konstantinopel bevölkernden Griechen nehmen fast durchweg griechische Ärzte in Anspruch, und den Türken mangelt es auch keineswegs an Hilfe in Krankheiten durch türkische Ärzte. Dem geradezu unheimlichen Zuzug der Lehrerinnen nach dem Goldenen Horn steuern glücklicherweise die Verwarungen des Auswärtigen Amtes und der deutschen Botschaft Konstantinopels. Mir beschäftigte eine Lehrerin, die meinen von ihr erbetenen Ansichten über ihren Plan, sich in der türkischen Hauptstadt mit einer Schule anfassig zu machen, nicht traute, daß ich doch recht gehabt habe: es sei ihr nämlich mitgeteilt worden, daß man schon Hunderten von Kolleginnen dringend abgeraten habe, sich in Unternehmungen zu stürzen, die in hundert Fällen zu neunundneunzig Enttäuschungen führen würden. Auch auf Musik- und Gesangspädagogen und Ausübende anderer Kunstzweige läßt sich dasselbe anwenden.

Vorläufig soll, wie ich gehört habe, jeglicher Bedarf in Konstantinopel gedeckt sein. Etwas anderes ist es, wie ich schon bemerkt habe, wenn man eine Stellung in Aussicht hat, oder einem ein Unternehmen irgendwie garantiert erfolgreich winkt. Dann mag man wirklich ruhig nach Konstantinopel gehen, denn es lebt sich gut und nicht teuer in der Hauptstadt unserer tapferen Verbündeten. Früher lebte man sogar außerordentlich billig dort. Der Krieg hat natürlich auch andere Preise gezeitigt, die aber wieder normalen Umfang annehmen werden, wenn erst wieder Friede sein wird. Dann, wenn die Verhältnisse sich klären und wieder übersichtlicher werden, wenn die Anforderungen einer neuen Zeit heranwachsen, wird Konstantinopel manchem deutschen Mann, mancher deutschen Frau ein sorgloses Auskommen und eine zweite Heimat zu geben haben. Davon bin ich fest überzeugt.

Das eigentliche Zukunftsland deutscher Einwanderer dürfte ja die asiatische Türkei, das enorme kleinasiatische Land werden. Wenn dazu auch vorläufig die Zeit noch nicht gekommen ist, dürften sich maßgebende Kreise doch mit dem Ge-

denken an die deutsche Kolonisation im Lande unserer Bundesfreunde vertraut machen, um ihm im gegebenen Falle nicht so fremd gegenüberzustehen. Wer Kleinasien, dieses verborgener Schätze volle Land kennt, zweifelt keinen Augenblick, daß es, genügend angesiedelt und rationell bebaut, wieder zu dem werden kann, was es im Altertum gewesen ist: ein Paradies an Fruchtbarkeit, die Kornkammer Europas. Da der Türke vorwiegend zum Ackerbau geboren ist, beruht auch auf der Landwirtschaft der einslige wiedererstehende Reichtum des osmanischen Reiches.

Aus verschiedenen an mich ergangenen Anfragen habe ich ersehen, daß auch heute schon deutsche Männer und Frauen nach den größeren Städten des inneren Landes in ihnen angetragene feste Stellungen gehen und Gründungen vornehmen, hinter denen die türkische Regierung als Garantie und Schutzherrin steht. Da werden einige Ratschläge betreffs der Übersiedlung nach dem fremden Lande manchen nicht unwillkommen sein. Wer nicht sehr gute Umzugskosten bekommt, tut am besten daran, wenn er seine Möbel — es handelt sich in diesem Falle natürlich um eine übersiedelnde Familie — nicht mitnimmt. Es sind hohe Transportkosten damit verknüpft, furchtbar viel Umstände, und die Sachen kommen nicht ohne Beschädigungen an. Ich habe seiner Zeit da schlimme Erfahrungen machen müssen und deshalb beim zweiten Umzug nach Konstantinopel und später nach Kleinasien keine Möbel, nur kleinen Hausrat, eingepackt. Die Kisten, die dazu dienten, wurden, nachdem sie ihres Inhalts entleert waren, Möbelstücke. Wie das möglich ist? Man wird erfinderisch, wenn man in der Welt herumgeworfen wird! Ich ließ Kisten in der Größe von kleineren Divanen mit dazu passenden handhohen Matratzen arbeiten, die zu unterst in die Kisten hineingelegt wurden und so als Unterlage für schonungsbedürftige Gegenstände wurden, ehe man sie vollpakte. Auch kleinere viereckige Kisten in der Höhe von Sitzgelegenheiten packte ich mit Umzugsgut voll. Während die großen Kisten zu Divanen hergerichtet wurden, ergaben die kleineren Hocker. Sie alle wurden zu dem Zweck natürlich herumgedreht, die Matratzen aufgelegt und dann mit schönen Teppichen, Decken und Kissen belegt. Man sah vorzüglich darauf. Dazu dekorierte ich die Wände und Fenster mit schönen türkischen Stoffen und Antiken, und fertig waren die Räume. Gelegenheit, eiserne oder messingene Bettstellen mit Spiralmatratzen zu bekommen, hat man auch in den kleinasiatischen Städten, und Matratzenmacher finden sich dort auch immer genug, so daß auch die Einrichtung der Schlafzimmer keine Schwierigkeiten macht. Die kleinen mitgebrachten Geräte machen das Ganze heimatisch, namentlich dann, wenn man die Heimat in sich trägt.

Johanna Weißkirch.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Womit die Franzosen sich in Saloniki beschäftigen. Da die französisch-englischen Truppen, die in Saloniki angesammelt wurden, noch immer vergeblich auf die Gelegenheit warten, ihren unüberwindlichen Mut in die Tat umzusetzen, beschäftigen sie sich vorläufig damit, sich möglichst behaglich einzurichten, wobei sie völlig zu vergessen scheinen, daß sie sich als sehr unerbetene Gäste auf fremdem Boden befinden. Um dem französischen Publikum, das auf die Ruhmestaten wartet, die von Saloniki ihren Ausgang nehmen sollen, die lange Zeit zu verkürzen, bemüht sich die französische Presse, den Aufenthalt der an der Westfront sicherlich notwendiger gebrauchten Truppen mit der angeblichen Kulturmission zu bemänteln, die den widerspenstigen Griechen französischen Geschmack und französische Kunst vor Augen führen soll. Tatsächlich befinden sich bei den Truppen in Saloniki auffallend viele Pariser Schriftsteller, Musiker und Maler, die wohl mit Scharfblick erkannt haben, daß dieser Teil des Kriegsschauplatzes vorläufig am wenigsten lebensgefährlich ist. Nach der Schilderung des „Temps“ wurde aus dem einst unkultivierten und häßlichen Saloniki durch die freundlichen Bemühungen der Franzosen ein wahres Paradies an Herrlichkeit. „Wunderbar“, schreibt das Blatt, „ist die Umwandlung, die in kurzer Zeit mit Saloniki vor sich ging. Unsere Kriegslager wirken durchaus nicht störend, sie verschönern im Gegenteil ganz außerordentlich das Landschaftsbild durch die farbenfrohen Gruppen der Zelte und die von unseren Soldaten angelegten

Pflanzungen. Auch an Denkmälern fehlt es nicht, die die französische Kunst im besten Licht zeigen. So gibt es wunderbare Kriegskreuze für die Gefallenen, und auf freien Plätzen wurden mit Kieselsteinen Mosaikbilder geschaffen, deren eines den guten Bürger von Saloniki den General Sarraill, hoch zu Pferde zeigt. Am lautesten aber werden die dramatischen und musikalischen Vorträge. Bekannte Opernsänger und Schauspieler haben sich in Uniform eingefunden, und sie zeigen nicht mit ihren Künsten, um die Einwohnerlichkeit von Saloniki zu erfreuen. Es wurden bereits zahlreiche Konzerte abgehalten, in denen Klavier- und Violinvirtuosen auftraten, und auch die Pariser Schauspieler finden großen Beifall. Schließlich seien die Konzerte der französischen Militärkapelle genannt, die allsonntäglich auf einem großen Platz patriotische Weisen spielen und die Saloniker erst mit der wirklichen Festesfreude des Sonntags bekannt gemacht haben. So weit der „Tempo“, der überzeugt zu sein scheint, daß den Griechen kein größeres Glück widerfahren konnte, als ein Kieselsteinkonterfei des Generals Sarraill zu bewundern und schon am frühen Morgen von dem Lärm französischer Musikkapellen geweckt zu werden. Die zahllosen Proteste, die die griechische Regierung bisher an die Adresse der Alliierten ergangen ließ, sprechen allerdings eine ganz andere Sprache...

Grotesken des englischen Dienstbotenmangels. Das ununterbrochene Mäzetteil der „Daily Mail“ über den sich immer bedrohlicher gestaltenden Dienstbotenmangel in England enthüllt nachgerade groteske Zustände. Die Hotels und die in London so zahlreichen Bordingshäuser können kaum noch die Schar der Gäste fassen, die durch den Dienstbotenmangel aus ihren Wohnungen getrieben wurden. Doch auch dieser Ausweg erwies sich nicht als der richtige, vielmehr hat es den Anschein, daß man damit vom Regen in die Traufe kam. Die neuerliche umfangreiche Heranziehung der Frauen zur Arbeit in den Kriegswerkstätten hat die Zustände auf die Spitze getrieben. Überall nehmen Mädchen und Frauen die Stellen ein, die früher von Männern besetzt wurden. Das Stubenmädchen von einst ist heute Köchlerin in einem Gasthaus der City. Die Aimermäädchen haben eine Uniform angezogen und fahren auf den Motoromnibussen als Schaffnerinnen. Und selbst jene weiblichen Angestellten, die bisher noch nicht von der Regierung zur Kriegsarbeit aufgefordert wurden, geben freiwillig ihre frühere Tätigkeit auf, da sie von den in den Kriegswerkstätten zu gewinnenden größeren Einnahmen angelockt werden. Darum wurde man durch die Not dazu getrieben, an Stelle der jungen Mädchen und Frauen alte Männer mit weiblichen Arbeiten zu beschäftigen. Selbst in den Hotels ist die Bedeutung dieser Art verändert worden, und an Stelle der Stubenmädchen, die früher die Zimmer aufräumten, erblickt man jetzt alte Männer bei dieser Arbeit.

Der russische Kriegsminister a. D. Gogols Theaterstück „Der Revisor“ ist in Rußland äußerst beliebt. Zar Alexander III. ließ sich diese satirische Komödie, die in schärfster Weise die Vestecklichkeit der russischen Beamtschaft geißelt, häufig vortreten und äußerte, als er sie zum zweiten Mal sah, lachenden Mundes zu seiner ob der Ansicht natürlich wenig erfreuten Umgebung: „Stimmt, außer mir, dem Zaren, gibt es, davon bin ich überzeugt, in Rußland keinen ehrlichen Beamten.“ Aber der Dichter schildert nicht nur treffend die Verhältnisse, sondern läßt auch den Helden des Stückes, der den käuflichen Regierungsvertreter verfinnbildlicht, sagen: „Geld zu nehmen, pfui wie gemein. Geschenke nimmt man dann und wann, wenn man will und wenn man kann.“ So ungefähr, schreibt uns ein Mitarbeiter, spiegelt sich das Bild des russischen Beamten in der allgemeinen Vorstellung. Gutmütigkeit und deutliche Ansätze von Humor paaren sich einträchtiglich mit ausgesprochenster Zugänglichkeit für jedwedes Geldgeschenk. Aber daß diese leichte Auffassung wohl nicht ganz angebracht ist, sondern daß es sich um äußerst ernste Vorkommnisse handelt, dafür bildet der Fall Suchomlinow den besten Beweis. Dieser Mann hat während seiner Amtsdauer als Kriegsminister, die auf die Zeit des Weltkrieges fällt, Hunderttausende von russischen Soldaten und zwar nur aus Habgier in den Tod geschickt. Eine Ausnahmeseinweisung ist dabei Suchomlinow durchaus nicht. Denn so wie er spielen überhaupt die Vertreter des Zaren mit dem Volk. Die Unruhen von 1905/06, die Wäterchen fast den Thron kosteten, sind ungefähr auf der gleichen Grundlage, wenigstens soweit sie die Bauernschaft umfaßten, entstanden. Aber die Strafe hat die Schuldigen damals ebenso wenig getroffen, wie sie den gegenwärtig verhaftet gewesenen Kriegsminister treffen wird. Denn wenn auch der gegen ihn die Untersuchung führende Beamte wirklich vom Feuereifer beseelt ist, so nützt das nichts. In solchen, wie hier, dem Hofe unbequemen

Fällen verschwinden die Akten anlässlich eines Transportes auf der Post zum Beispiel spurlos, oder gehen sonst auch, dank der Tätigkeit der politischen Polizei, verloren. Und tritt das nicht ein, so ist es ein untrügliches Zeichen dafür, daß sich der Angeeschuldigte nur geringer Liebe der Regierenden erfreut, vor allen Dingen aber keine ihrer Geheimnisse kennt.

(Zens. Bln.)

Eine ostpreussische Korbflechtchule. So mancher unserer tapferen Krieger, dem das harte Schicksal des Krieges die volle Erwerbsfähigkeit geraubt hat, muß sich nach einem Handwerk umsehen, das nicht zu hohe Anforderungen an ihn stellt und ihm doch den Segen der Arbeit sowie einen bescheidenen Lebensunterhalt gewährt. Da bietet sich die Korbflechterei als eine Beschäftigung dar, in der sich stille Sorgfalt und ein angeborener Schönheitssinn entfalten können. Korbflechtchulen werden wohl hier und da entstehen, und da mag als ein Vorbild ein segensreiches, trefflich herangeblühtes Unternehmen dienen, das die kürzlich verstorbene Gräfin Marie v. Mirbach-Sorquitten ins Leben gerufen hat. Es ist die Korbflechtchule zu Gehland in Ostpreußen, von der Maria Schade in der von Eduard Renkel gut geleiteten Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Ostpreukentums „Ostpreukische Heimat“ eine fesselnde Schilderung entwirft. Durch einen Zufall kam die Gräfin, eine werktätige Menschenfreundin, auf den Gedanken. In Sorquitten trieb sich ein Landstreicher und ehemaliger Zuchthäusler herum, der aber ein Meister im Korbflechten war, und ihm sollte ein Feld der Tätigkeit geschaffen werden, um ihn an Seßhaftigkeit und nützliche Arbeit zu gewöhnen. So entstand aus kleinen Anfängen heraus im Jahre 1884 die Korbflechtchule, deren Arbeiten heute weit über Deutschland hinaus einen guten Ruf besitzen. Es ist ein stattliches Haus in dem malerisch zwischen Wald und See gelegenen Dörfchen Gehland bei Sorquitten, in dem sie heute ihre Stätte hat. Während zu Anfang nur alte und schwache Leute, Arme und Krüppel hier ihr Brot verdienten, besuchen jetzt auch junge gesunde Lehrlinge die Schule, um hier eine Ausbildung in lohnender Tätigkeit zu erhalten. Nach dreijähriger Lehrzeit legen sie eine Prüfung ab und gehen dann als Gefellen mit tüchtigen Kenntnissen in die Welt, um dankbar das zu verwerten, was sie in dem friedlichen Haus am Seeabhang gelernt haben. Geleitet wird die Schule von einem rheinländischen Korbflechtmeister, der durch sein reiches Können und seine langen Erfahrungen hier eine hohe Blüte der bescheidenen Kunst geschaffen hat. Segensreich erwies sich das Unternehmen zunächst für die Bewohner des umliegenden Landes, denn sie fanden hier im Winter, der sonst eine Zeit der Not und Entbehrung gewesen war, gute Arbeit. Die Armen konnten sich durch das Flechten der Wänsen, die an den masurischen Seen gewonnen wurden, ernähren, und für Aufträge war gesorgt, da die Anstalt Wänsenlieferungen an die Eisenbahn übernommen hatte. Auch die Anfertigung von Rohrmatten wurde zur Heimararbeit vergeben; danach war immer Nachfrage, weil sie zu Gipsbetten verwendet werden, und Rohr geben die masurischen Seen reichlich her. Bald aber wagte man sich auch an bessere und kunstvollere Sachen. Da wurden Reise- und Waschkörbe hergestellt, und besondere Aufmerksamkeit wandte man den Korbmöbeln zu. Heute haben die Sorquitter Korbmöbel einen guten Ruf und genießen hohes Ansehen auf dem Markte. „Denn gar schöne und kunstvolle Sachen werden zu Gehland gefertigt, die eine Piere sind für Gartensäle und Balkone und auch für manch herrschaftliches Zimmer. Machte doch die Gräfin mit eigener Hand Entwürfe, die aufs beste von dem trefflichen Meister ausgeführt wurden. Der große Farbensinn, der ihr eigen war, hüllte diese Möbel in ein geschmackvolles Gewand. Und so war es kein Wunder, daß so mancher nur in einem Mirbachsessel sich ausruhen wollte.“ Für solche Arbeiten waren ehlere Rohrarten bonnöten, und so führte denn die Gräfin die Kultur der edlen Rohrweide in Ostpreußen ein. Auf Pachtländern baute sie die Wandstockweide und die Flechtweide an. Dadurch erhielten wieder viele Leute Arbeit. Auch ausländische Rohre werden viel verwendet, und so kamen nach dem fernen Masuren Teestauden, Kongoeichen und Peditzrohre. Während des Krieges haben Invaliden und Verwundete in der Gehlander Korbflechtchule Aufnahme und Arbeit gefunden. Mancher hat ein Glied seines Körpers hergeben müssen, aber die Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände ist ihm geblieben, und so findet er hier eine stille, freundliche, friedliche Tätigkeit nach den blutigen Wirren des Krieges.